

Ausstellungsrezension

Verena Doerfler

Transkoloniale Perspektiven auf einen postkolonialen Gegenwartsdiskurses

Zur thematischen Projektreihe Kolonialismus ohne Kolonien?

Beziehungen zwischen Tourismus, Neokolonialismus und Migration,

Shedhalle Zürich, 28.10.2005–29.01.2007

Weiß auf Schwarz leuchten die Nullen. Zwischen Werbung für Banken und Billigbekleidungssshops wird auf einem großen, zentral gelegenen Billboard am Hauptbahnhof Zürich die westliche Globalschuld beziffert: 777 Billionen US-Dollar beträgt demnach der Schuldenberg, den der Westen heute an die afrikanischen Staaten zur Entschädigung für Kolonialismus und Sklaverei abzutragen hätte. So zumindest berechnete es die African World Reparations and Reparations Truth Commission aus Anlass der UN-Weltkonferenz gegen Rassismus in Durban 2001. Dagegen erscheinen die 235 Milliarden Auslandsschulden Afrikas geradezu lachhaft. Konsequenterweise lässt der Künstler Oliver Ressler in seiner Arbeit dann auch durch schlichte Gegenüberstellung die Zahlen für sich sprechen: „Schulden streichen. Für Sklaverei entschädigen“.

Die Arbeit war Teil der einjährigen Projektreihe *Kolonialismus ohne Kolonien? Beziehungen zwischen Tourismus, Neokolonialismus und Migration*, welche die Shedhalle Zürich mit drei untereinander korrespondierenden Ausstellungen sowie Symposien, Filmscreenings und Workshops von Oktober 2005 bis Januar 2007 initiierte und realisierte. Resslers Arbeit im öffentlichen Raum der Banken- und Finanzmetropole Zürich war dabei ein Indiz für die Vielseitigkeit, mit der das Kuratorium in die Debatte um eine globale postkoloniale Gegenwart intervenierte. Nicht von ungefähr stellte das Team (Sönke Gau/Katharina Schlieben) die Frage nach einem „Kolonialismus ohne Kolonien“ – gerade in einem Land wie der Schweiz, dem es (vermeintlich) an einer kolonialen Vergangenheit fehlt, in einer Stadt wie Zürich, die mittlerweile nicht weniger als 170 Nationen „beheimatet“ und bei einem seit Herbst letzten Jahres drastisch verschärften schweizerischen Ausländergesetz.

Jenseits überfälliger Initiativen, wie etwa der des gut gemeinten deutschen Integrationsgipfels, die zwar auf eine wachsende politische Aufmerksamkeit hoffen lassen, dabei jedoch bisher nur die Oberfläche eines anhaltenden Konfliktfeldes berühren, stellten die KuratorInnen in ihrem Recherche- und Ausstellungsprojekt die tiefer gehende Frage nach einer „kolonialen Konstante“, die maßgeblich die globalen Denk- und Handlungsmuster der Gegenwart beeinflusst – auch in Nationen ohne eine direkte koloniale Vergangenheit. Konträr zu einer Haltung, die das

Postkoloniale als ein Phänomen begreift, das nicht die eigene Wirklichkeit, sondern im Zweifelsfalle lediglich die der „Anderen“ betrifft, begaben sich die Projektbeteiligten in einem künstlerischen, wissenschaftlichen und kuratorischen Dialog auf die Suche nach einer „postkolonialen Spur“, die sich in den politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Realitäten unserer Gegenwart widerspiegelt und in ihrem Kern auf dieser irreleitenden Konstruktion eines kolonialen „Anderen“ beruht. Dabei stellten die KuratorInnen zur Disposition, ob eine Auseinandersetzung über die Dichotomie von „Eigenem“ und „Fremdem“ letztlich nicht auch sehr selbstbezüglich untersucht werden muss. Der eurozentristisch geprägte Entdeckerblick, der sein Augenmerk auf ein (hilfsbedürftiges) Außen richtet, wird damit umgekehrt und das Postkoloniale zu einer Frage der Innenansicht. Nicht die klassische Schwarz-Weiß-Erzählung überseeischer Kolonialbeziehungen stand damit im Mittelpunkt der Analyse, sondern ein hybrides „Dazwischen“, das transkoloniale Perspektiven auf eine postkoloniale Gegenwart offen legt.

Das Postkoloniale, so formuliert es Kien Nghi Ha in seiner Publikation *Ethnizität und Migration*, sei in erster Linie kein chronologischer Epochenbegriff, der die Zeit nach der formellen politischen Unabhängigkeit von der westlichen Kolonialmacht markiere, sondern vielmehr eine politisch motivierte Analysekategorie für historische, politische, kulturelle und diskursive Aspekte des unabgeschlossenen Kolonialdiskurses. Es war insofern die Stärke dieses Projekts, sich in einen solchen Analysediskurs mit offenem Ende zu begeben und dabei gleichzeitig einen Link zu den lokalen Bedingungen vor Ort herzustellen.

Ein direkter Schweizbezug entstand dabei am augenfälligsten in eigens für den zweiten und dritten Ausstellungsteil produzierten Hörstationen, die als kuratorische Elemente in die Ausstellungs dramaturgie eingefügt waren und mit denen die KuratorInnen sich direkt in einen lokalen Diskurs um eine postkoloniale Vergangenheit und Gegenwart einklinkten. An diesen Hörstationen wurden sowohl die Verwicklung der Schweizer Wirtschaft in den transatlantischen Sklavenhandel anhand von Interviews thematisiert, als auch die hoch bürokratische und schwer nachvollziehbare Vergabe von Aufenthaltsrechten in der Schweiz mit Audio-Einspielungen dokumentiert, welche die rigiden Ein- und Ausschlussmechanismen innerhalb der Grenzen eines Landes sichtbar machen. In beiden Fällen stellten die Hörstationen eine fein justierte Verbindungslinie zwischen den ausgestellten Arbeiten und dem Gesamtkonzept her.

Einen in ähnliche Richtung tendierenden lokalen Bezug zur Schweiz stellte die Video-Arbeit von Cicero Egli her – eine Co-Produktion mit ACOR SOS Racisme, die den malerischen Titel *Sur nos monts – Reisebericht ins Herz der Schweiz* trägt. Auf besondere Weise trifft dieser Film den Kern eines Diskurses um hybride Zwischenräume. Auf einer Bühne werden Zeugenprotokolle rassistischer Übergriffe in der Schweiz vorgelesen, die ein fast schon gewohntes Gefühl von Betroffenheit auf Seiten der BetrachterInnen gegenüber den (nicht anwesenden) Opfern auslöst. Gleichzeitig und in Ergänzung berichten MigrantInnen in Interviews von ihrem Leben in der Schweiz. Es sind realistische sowie emotionale Erzählungen, die von rassistischen Vorfällen sprechen, nichtsdestotrotz aber auch von einer Verbunden-

heit und Identifikation mit der Schweiz zeugen. Umso bedeutsamer erscheint es da, dass gerade jene Interviewten die betroffenen ProtagonistInnen der rassistischen Vorfälle sind, von denen auf der Lesebühne die Rede ist. Die selbstbewussten Protokolle eines migrantischen Lebens in der Schweiz wollen nicht so recht zum Bild eines anonymisierten Opfers passen, widersprechen gar dem üblichen Opfer-Täter-Schema, von dem der diskursive Umgang mit einem alltäglich gewordenen Rassismus geprägt ist. Die Gegenüberstellung dieser zwei unabhängigen Erzählebenen ermöglicht, dass gerade nicht, wie gewohnt, eine stereotype Repräsentation des stummen „Opfers“ reproduziert wird, sondern die Betroffenen sich sprechend ihrem Rollenklischee widersetzen. Am Ende der Arbeit zumindest steht die Frage im Raum, wer hier eigentlich wessen Opfer ist: die physisch und psychisch Betroffenen, die längst die Idee hybrider Identitätskonstruktion leben und Projektions- und Angriffsfläche für einen neurotischen Abgrenzungszwang sind; oder eben gerade jene vermeintlich „Anderen“, die an einem simplifizierenden binären Schwarz-Weiß-Schema festhalten – und dabei nicht realisieren wollen, dass solche revisionistischen Glaubenssätze kultureller Identitätsbildung längst Teil einer „globalen Märchenstunde“ geworden sind. Wenn nun also in Anlehnung an die gleichnamige Publikation von Hito Steyerl und Encarnación Gutiérrez Rodríguez gefragt wird, ob die Subalternen deutsch spreche, so ist man versucht, diese Frage im Fall des filmischen „Reisedokuments“ mit einem Ja zu beantworten. Zumindest aber gelingt es der Arbeit, jenen hybriden Zwischentönen Gehör zu verleihen, die das Konzept einer Mehrheiten- und Minderheitengesellschaft ad absurdum führen.

Der Film wurde damit in enger Anbindung an das gesamte kuratorische Konzept auch für eine feministische Perspektive zu einem zentralen Verhandlungsort. Mit Rückgriff auf den 1988 veröffentlichten Essay von Gayatri Spivak *Can the Subaltern Speak* wird hier wie dort, in einem postkolonialen wie genderorientierten Diskurs, die Sprechposition der „Beherrschten“ zu einem wesentlichen Analysemoment. Diese These des „Nicht-Sprechen-Könnens“ der Subalternen untersucht Spivak anhand der Praxis der Witwenverbrennung, welche seinerzeit durch die territoriale Kolonialmacht Großbritanniens verboten wurde. Den humanitären und missionarischen Eifer der Kolonialherren quittiert Spivak jedoch mit einer nüchternen Analyse: „White men are saving brown women from brown men.“ Gender-Fragen werden im Kontext eines postkolonialen Gegenwartsdiskurses so zu einem Verhandlungsfeld zweiter Instanz. Dabei führt die Kritik an einem durch westliche und „weiße“ Frauen praktiziertem „Third-World-Feminism“ wiederum zur Frage der Selbstbezüglichkeit. Denn wenn diese „weißen“ FeministInnen den Anspruch erheben, für die Rechte der Frauen in der so genannten „Dritten Welt“ sprechen und eintreten zu können, so muss man auch hier fragen, aus welcher Position gesprochen wird. Was wiederum zu der Einsicht führen muss, dass ein solcher feministischer Theoriediskurs ebenso aus einer hegemonialen und eurozentristisch geprägten Perspektive heraus argumentiert – auch hier webt sich zwangsläufig eine koloniale Matrix in die gegenwärtigen Denk- und Handlungsmuster ein.

Das Projekt der Shedhalle erhob nicht den Anspruch, dieses Dilemma aufzulösen. Vielmehr argumentierten die Projektbeteiligten aus einer vielstimmigen

selbstreflexiven Perspektive, die einen forschenden Dialog favorisiert und mehr der Dokumentation und Sichtbarmachung als einem Lösungsmodell dient. Einen wichtigen und ergänzenden Dialog-Partner erhielt die thematische Linie dabei durch die Kooperation mit dem Forschungsprojekt *From/To Europe* (Jochen Becker/metroZones, Berlin), bei dem aus einem gesonderten Blickwinkel Europas koloniale Fundamente, trikontinentalen Positionen und aktuellen postkolonialen Konditionen in den „Städten von Welt“ untersucht wurden. Die im Sommer 2006 brennenden französischen Banlieus waren dabei nur einer von vielen inhaltlichen Anknüpfungspunkten.

Durch die Dramaturgie der miteinander verknüpften Themen Tourismus, Neokolonialismus und Migration entstand somit ein künstlerisches und wissenschaftliches Verhandlungsfeld, das vor allem unter dem Aspekt von globalen Austauschverhältnissen und Bewegungen gelesen werden konnte und Verbindungslinien zwischen den einzelnen Aspekten sichtbar werden ließ. *Be my Guest*, eine Dia-Installation von Sascha Reichstein beispielsweise dokumentierte die für den Tourismus typische Bildproduktion eines exotischen „Anderen“. Diese Fotografien reflektieren auf eindrückliche Weise die Homogenität des Interieurs der Hotelkette Hilton, mit der dem Gast an jedem Ort der Welt das Gefühl des „Vertrauten“ vermittelt werden soll, während andererseits mit kleinen Inszenierungen der Hauch des Exotischen in den Hotelinnenraum „gezaubert“ wird – um eine Begegnung mit dem „Fremden“ im genormten und begrenzten Stil zu ermöglichen. Eine durch die Reisewerbung bestens vermarktete Entdeckerlust wird zur Karikatur ihrer selbst, wenn für Reisen in neue Kontinente eine Kulisse kultureller „Andersheit“ entworfen wird.

In welchem Maße auch in transnationalen wirtschaftlichen Beziehungen eine solche koloniale Herablassung zum Tragen kommt, zeigte außerdem Minerva Cuevas Arbeit *Overseas*. Auf großen Bannern malerisch reproduzierte Werbeetiketten der Wassermarke Nestlé unterscheiden sich in ihrer Gegenüberstellung nur in feinen Nuancen und gleichen sich vor allem in ihrer idyllischen Naturdarstellung. Dennoch sprechen bestimmte grafische Elemente die jeweiligen nationalen Bildsprachen der zu Bewerbenden direkt an und es wird klar, dass der Weltkonzern unter dem Deckmantel der Regionalproduktion eine global praktizierte Enteignung von natürlichen Wasserressourcen und Umweltschädigungen mit einer trickreichen Werbestrategie schön redet und vermarktet. Auch hier spiegelte der Begriff des Neokolonialen eben jene Verschiebung der Machtverhältnisse (von einer politischen zu einer ökonomischen Abhängigkeit) wider, die einmal mehr die These einer die Gegenwart strukturierenden „kolonialen Konstante“ bestätigen.

Es zeigte sich – und das ist die Quintessenz dieses gut gemachten interdisziplinären Projekts –, dass eine Verhandlung des Postkolonialen einer Schärfung des Blicks für solche transgressiven Zwischenräume bedarf. Der Shedhalle zumindest gelang es mit diesen transkolonialen Perspektiven einen Diskursort „dritter“ Ordnung entstehen zu lassen, der für einen postkolonialen Gegenwartsdiskurs unumgänglich ist.